

## Alexandra Schaitrach

### Ständig Coca Cola

#### S. 45-52

Das Freitagsgebet hatte schon begonnen, als wir zum Haus meiner Grossmutter kamen. Aus dem Lautsprecher der Moschee direkt daneben plärrte die Predigt für alle, die in Hörweite waren. Vermutlich ging es darin um „die amerikanische Globalisierung“. Der Prediger führte diesen Ausdruck jedenfalls ständig im Mund, während ich die Treppen zum fünften Stock erklimmte. Der Aufstieg dauerte lange; die Stufen wollten kein Ende nehmen. Als ob es bis in den Himmel hinauf ginge, nicht nur zur Wohnung meiner Grossmutter. Und tief drinnen verfluchte ich die Elektrizitätsgesellschaft, die nichts Gescheiteres zu tun gehabt hatte, als den Strom genau in dem Augenblick abzustellen, als ich ankam, und so den Aufzug für mich unbenutzbar zu machen.

Als ich schließlich die fünfte Etage erreicht hatte, war ich völlig fertig und rang nach Luft. Unter den Achseln troff der Schweiß durch die Bluse und verströmte einen Geruch wie ein Fischladen um die Mittagszeit. Darum wollte ich mich eigentlich gleich bei meiner Ankunft in der Wohnung etwas erfrischen, doch dem standen die Frauen entgegen, die im Wohnzimmer auf dem Boden sassen. Ich musste erst jeder einzelnen die Hand schütteln, sie dreifach küssen und mich nach ihrem Gesundheitszustand erkundigen, obwohl ich genau wusste, dass dieser bei allen nichts zu wünschen übrig liess, und keine etwas zu klagen hatte. Die Begrüssungsprozedur nahm viel Zeit in Anspruch, da die Zahl der versammelten Frauen wie üblich enorm war. Sie nutzten die grosse Zahl, das zuzubereitende Essen quantitativ aufzustocken und die Vorbereitungsprozedur effizienter zu gestalten, indem sie die Aufgaben untereinander aufteilten.

Die Arbeit war in vollem Gang. Hiba, meine Mutter, und Nasîha, meine Grossmutter, formten die Kibbekugeln. Tante Nâhid und ihre drei Töchter schnitten Tomaten und Petersilie. Tante Noha, frisch verlobt, hackte Zwiebeln und heulte dabei. Tante Nimat und ihre Töchter Sainab und Hâla schälten Kartoffeln, die Hunâdi, die Frau meines ersten Onkels väterlicherseits, zerstückelte, um sie danach in Öl zu frittieren. Darîn, die Frau meines zweiten Onkels väterlicherseits, und ihre Tochter Ula tranken mit

Rua, der Verlobten meines dritten Onkels väterlicherseits und mit Sihâm, der Nachbarin meiner Grossmutter, und der Frau ihres Sohnes, an deren Namen ich mich vergeblich zu erinnern versuchte, Kaffee.

All diese Frauen hatten, wie jeden Freitag, ihre Kinder mit ins Haus meiner Grossmutter gebracht, eine Schar von der Grösse einer halben Dorfbewohnerschaft. Diese Schar war zusammengepfercht in einer Wohnung, die aus drei Räumen – dem Flur, dem Salon und dem Schlafzimmer – bestand, wodurch sich die dortige Bevölkerungsdichte in einer Weise erhöhte, die das Amt für Bevölkerungsprobleme bei den Vereinten Nationen schockieren musste. Aber nicht die Dichte der Kinder war das Schlimmste, sondern das Geschrei, dessen Quelle sie waren und das gut und gerne die Siebenschläfer aus ihrem tiefen Schlummer hätte reissen können. Trotz der verzweifelten Versuche der Mütter, ihre Brut zu beruhigen, hopsten, schrien und rannten die Kids unablässig und unermüdlich in der Wohnung umher, als würden sie aus ihrem Innern mit einer unerschöpflichen Energie gespeist, wie die berühmte Duracell-Batterie, die ja währt und währt und währt.

Der Kinderkrach war hartnäckiger als die Leidenschaft der Mütter. Das rief ihren Zorn wach, verkörpert in Hunâdi, der schon genannten Frau meines ersten Onkels väterlicherseits, die plötzlich aufstand und die Befehlsgewalt über die Kinder an sich riss. Zur Problembewältigung fand sie aber keine andere Lösung als die des Divide-et-impera. Sie teilte die Bagage in zwei Gruppen. Die eine davon schickte sie in den Laden im Erdgeschoss des Hauses, der dem betagten Nachbarn meiner Grossmutter gehörte. Ihrem älteren Sohn, den sie zum Führer des Trupps ernannte, trug sie auf, Monatsbinden für sie zu besorgen.

„Bring mir ‘Always’“, schärfte sie ihm ein.

„’Always?’“, fragte ich befremdet, nachdem der Kindertrupp abgezogen war, um seine Aufgabe zu erfüllen.

Sie sei gehemmt, diese selbst im Mini-Market in der Nähe ihres Hauses kaufen, weil sie sich schäme, eine so intime Sache vor den drei jungen Burschen zu erwähnen, die dort arbeiteten. Darum kaufe sie sie lieber bei einem alten Händler wie dem im Erdgeschoss. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie in beiden Fällen keine Hemmung zu spüren bräuchte, schliesslich besorge ihr ihr Sohn die Binden. Doch Hunâdi hörte mich nicht, da sie nun mit der anderen Kindergruppe beschäftigt war. Diesen befahl sie, sich ordentlich nebeneinander auf das Sofa zu setzen und den Mund zu halten, und zwar unter Androhung von Schlägen mit ihrem Hochhackenpantoffel,

den sie abzog und mit dem sie vor ihnen herumfuchtelte, um deutlich zu machen, dass sie es ernst meinte. So dämpfte sie den Lärm beträchtlich. Es war nichts mehr zu hören ausser dem Gespräch der Frauen, der verlautsprecherten Stimme vom Minarett der Moschee von gegenüber und dem Fernseher, aus dem der Schlager „Warum ist ein Rock so kurz?“ plärrte, den Oma jedoch in dem Augenblick abstellte, da der Gebetsruf zum Abschluss des freitäglichen Gottesdienstes ertönte und unter den Frauen eine kollektive Unruhe auslöste. Sie liessen ihre Arbeit stehen und liegen und strebten gemeinschaftlich zum einzigen Waschbecken in der Wohnung, um die rituelle Waschung zu vollziehen.

Noch wenige Sekunden zuvor hatte ich die Absicht gehabt, mich ebendieses Waschbeckens zu bedienen, um mich unter den Armen zu waschen und von dem ekligen Fischgestank zu befreien, der darunter hervorquoll. Doch war mir das aus zwei Gründen versagt geblieben: Erstens, weil sich die Frauen, kaum dass sie den Gebetsruf vernahmen, mit der Geschwindigkeit von Formel-I-Rennwagen dorthin bewegten und mich, an mir vorüberziehend, fast mit ihren Ellbogen und Hüften zermalmten. Zweitens, weil meine Cousine Hâla, die Tochter meiner Tante väterlicherseits, mich am Arm packte und rasch ins Schlafzimmer zog.

„Abîr“, flüsterte sie mir, dort angekommen, zu, „ich kann nicht heiraten!“

„Was sagst du da?“, fragte ich basserstaunt.

Ich war geschockt. Ihre Bemerkung schockierte mich weit mehr als nötig, weil ich das Gefühl hatte, sie hätte gesagt: „Abîr, ich bin tatsächlich ein Mann.“

Sie hatte jedoch nichts anderes geäussert als ihren Wunsch, nicht zu heiraten, und dies ohne Angabe von Gründen. Aber ich brachte diese Worte sofort mit der Verwirrung ihrer sexuellen Identität in Zusammenhang, einer Angelegenheit, derer ich sie seit einiger Zeit verdächtigte, ohne mich je mit ihr darüber auszusprechen. Was mich zu diesem Verdacht brachte, war ihre lang anhaltende Weigerung zu heiraten.

Diese Weigerung hatte schon heftigen Zorn bei der Familie erregt, wenn auch aus anderen Gründen. Schliesslich war Hâla schon dreissig und damit bis auf einige Schritte an den Punkt of no return am Abgrund herangetreten, den man „alte Jungfer“ nennt. Und das war etwas, das ihrer Mutter Ratlosigkeit und Schmerz verursachte, ein Zustand, an dessen Intensivierung sich die gesamte Sippschaft beteiligte. Allen voran Tante Nâhid, die ihre Töughterschar schon vor geraumer Zeit verheiratet hatte und die immer zu Hâlas Mutter sagte:

„Ist das nicht eine Schande, dass diese Rose verblühen sollte, ohne dass jemand daran riecht.“

Obwohl diese Rose, also Hâla, in der Tat zu verblühen begonnen hatte, hiess das nicht, dass niemand sich danach sehnte, an ihr zu riechen. Freier drängelten sich im Haus ihrer Familie, seit sie das Heiratsalter erreicht hatte, sie umschwirrten sie wie die Fliegen das Licht. Doch Hâlas Antwort war immer die gleiche. Egal wie die Zeit voranschritt – sie sagte schlicht und einfach:

„Nichts da!“

Sagte es, hob die rechte Hand und wandte zur Bekräftigung ihrer Worte das Gesicht, wie Prinzessinnen aus den Geschichten von *Tausendundeine Nacht*, die nur den Mann zu ehelichen geruhen, der sich ihrer würdig erweist. Und ihrer würdig ist nur der Stärkste im Land, der sich jederzeit bereit zeigt, für sie ans Ende der Welt zu ziehen, Kriege gegen alle Reiche vom Zaun zu brechen und die mächtigsten Könige vor sich auf die Knie zu zwingen. Dies alles zur Bekräftigung seiner grenzenlosen Macht und seiner ewigen Liebe für sie.

Doch kein Freier bekräftigte dergestalt seine ewige Liebe für Hâla, niemand brach einen noch so kleinen Krieg für sie vom Zaun. Nicht einmal gegen ihre Absage beehrte einer von ihnen auf, und niemand flehte sie, wie sie es erträumte, auf den Knien an, ihre Entscheidung noch einmal zu überdenken. Und so war sie jedes Mal zwar enttäuscht, jedoch nicht besonders betrübt. Denn wer sie enttäuschte, war, da kein wahrhafter Mann, ihrer ja wohl auch nicht würdig. Hier lag für sie das eigentliche Problem. Sie hatte immer behauptet, der Grund für ihre Weigerung zu heiraten, sei ihre Suche nach dem „wahrhaften Mann“ und ihre Entschlossenheit, sich nicht mit weniger abspeisen zu lassen.

Doch ihn zu finden, entpuppte sich als schwierig, da es sich doch eher um eine *Species rara* handelte.

„Das ist eine vom Aussterben bedrohte Gattung“, erzählte Hâla mir immer. Doch ins Detail ging sie weder bei der Beschreibung dieser Gattung noch bei der Definition der Kriterien, mittels derer sie die wahrhaften Männer von deren Gegenteil, den unwahrhaften Männern, unterschied. Alles, was ich von ersteren erfuhr, war, dass sie noch nie ihren Weg gekreuzt hatten.

Doch die Umstände wollten es, dass schliesslich doch ein Exemplar dieser seltenen Gattung ihren inzwischen dreissigjährigen Weg kreuzte. Als er um ihre Hand bat, lehnte sie ab. Doch als er sich beharrlich zeigte, gab sie nach. Und dieser Heiratsplan

kam wie ein plötzlicher Regenguss auf die trockene Wüste nach jahrelanger Dürre. Ein Schauer, der alles Welke grünen liess. In den Augen ihrer Tanten, Onkel und weiterer Familienmitglieder belebte er Hâla. Sie wurde, so behaupteten sie, zu einer vollreifen, aufbrechenden Rose, bereit, gepflückt und gerochen zu werden.

Diese Rose hatte sich schliesslich und endlich der Hand des Traumritters hingegeben, der in einem geleasteten weissen Cadillac, Modell 2007, heran ritt – Ersatz für jenen Schimmel, auf dem Ritter traditionell antrabten. Dieser Ritter, der übrigens auch noch so hiess, war, nach Hâlas Bekenntnis, alles, wovon sie geträumt und was sie sich gewünscht hatte, ja noch mehr.

Was denn das Problem sei, wollte ich wissen.

„Das Problem ...“

Hâla begann zu erzählen. Doch gleich darauf liess Oma sie verstummen, die ins Schlafzimmer kam, um ihr Gebet zu verrichten.

Ihr Erscheinen war für mich wie der Werbeblock, der die Fernsehfilme unterbricht und den Zuschauern Gelegenheit gibt, sich kurz vom Bildschirm zu entfernen, ohne etwas vom Film zu verpassen. Mir erlaubte ihr Erscheinen, mich für einen Augenblick von Hâla und ihren Neuigkeiten zu entfernen und mich im Bad meiner verschwitzten Bluse zu entledigen.

Nachdem ich die Bluse durch Hauskleidung ersetzt und mich etwas frisch gemacht hatte, kehrte ich ins Schlafzimmer zurück, wo Oma zwar ihr Gebet abgeschlossen, nicht jedoch, wie erwartet, das Zimmer verlassen hatte. Vielmehr hatte sie begonnen, den Schrank aufzuräumen, obwohl alle ihre Schränke tadellos in Ordnung waren. Diese plötzliche Aufräummanie hinderte uns zu Hâlas grossem Ärger, das Gespräch fortzusetzen. Der Wunsch zu reden liess sie förmlich platzen. Und als sie nicht mehr imstande war, diesen Wunsch zu bändigen, zog sie mich am Arm in eine Ecke und fragte laut:

„Wie lange hast du deine Brauen nicht mehr gezupft? Die Härchen stehen fast so dicht wie die Pflanzen im Sanâji-Park.“

Ich wollte schon einwenden, dass die Pflanzen dort überhaupt nicht dicht stünden und dass die wenigen Bäume, die darin wüchsen, an den Fingern von zwei Händen plus ein paar Zehen abzuzählen seien. Doch ich liess es, weil ich feststellen musste, dass Hâla mir gar nicht zuhörte. Sie war auf der Suche nach einer Pinzette unterwegs, und nachdem sie in irgendeiner Schublade eine gefunden hatte, setzte sie sich zu mir und machte sich daran, einige Gräser dieses Parks samt Wurzeln zu rupfen. Das war ihr

Vorwand, um mir den Bericht über ihr schief gegangenes Heiratsprojekt ins Ohr zu flüstern, ohne Omas Aufmerksamkeit auf den Plan zu rufen, die alles daransetzen würde zu erfahren, wovon wir sprachen, sobald sie bemerkte, dass wir etwas Wichtiges vor ihr geheim hielten.

Es war in der Tat etwas Wichtiges. Oder dazu machte es zumindest Hâlas Tonfall. Sie schob ihr Gesicht ganz nahe an das meine, so dass unsere Lippen sich fast berührten und ich ihren heißen Atem spürte, als sie mir zuflüsterte:

„Dieses gemeine Aas. Gottseidank habe ich es noch vor der Hochzeit gemerkt.“

Dann erklärte sie mir, dieser Herr Ritter sei in Wirklichkeit gar nicht der Traumritter, den sie gefunden zu haben glaubte. Sie sei einem falschen Ritter aufgesessen. Das habe sie aber erst vor zwei Tagen entdeckt. Sie hätten den Abend gemeinsam in einer Bar in der Dschummais-Strasse verbracht. Zu vorgerückter Stunde seien zwei offensichtlich betrunkene Männer an ihren Tisch getreten. Der eine habe völlig grundlos begonnen, ihren Verlobten zu beschimpfen. Der andere habe sich für sie, Hâla, interessiert und versucht, ihre Brust zu betatschen. Statt nun, wie sie es erwartet hatte und wie es sich gehört hätte, diesen Knilch zu vertreiben, sank ihr Herr „Ritter“ in sich zusammen, bis er fast unter den Tisch rutschte und brachte aus seinem Mund keinen anderen Laut als den knirschender Zähne hervor.

„Er hat halt Angst gehabt“, flüsterte ich, doch Hâla schüttelte den Kopf und erklärte tief bekümmert:

„Nein, er hat gezeigt, was er wirklich ist: ein Weichling, ein Schwuler.“

Mit plötzlicher Heftigkeit entriss sie meiner rechten Braue schmerzhaft ein paar Härchen, als wollte sie sich an der Welt rächen, die ihr einen Weichling als Bräutigam beschert hatte. Ich schrie auf.

In diesem Augenblick kam meine Mutter ins Zimmer, um uns die Rückkehr der Männer aus der Moschee anzukündigen und uns aufzutragen, ihnen Kaffee zu machen. Hâla übernahm ergeben die Aufgabe des Kaffeekochens, während ich ging, um meinem Vater, meinen Brüdern, meinem Onkel Châlid, meinem Onkel Achmad und dessen Sohn die Tür zu öffnen. Sie waren noch nicht eingetreten, sondern warteten draussen, bis drinnen im Wohnzimmer die Kopftuchumlegungsaktivitäten abgeschlossen wären. Diese Aktivitäten schienen auf den ersten Blick schlicht und einfach. In Tat und Wahrheit handelte es sich um komplizierte Erwägungen, die von jeder Frau verlangten, sich über ihre verwandtschaftliche Beziehung zu jedem dieser Männer klar zu werden, und dies so rasch wie möglich, um daraus zu schlussfolgern,

ob sie ihre Reize vor ihm zu verhüllen habe oder nicht, egal, ob sie über solche verfügte oder nicht.